

Bierstadter Zeitung

Amts-Blatt.

Zugleich

Anzeiger für das blaue Ländchen.

(Umfassend die Ortsschaften: Aurlingen, Breitenheim, Dellenheim,

Tiedenberg, Erbenheim, Dethlo, Igstadt, Klobbenheim, Wassenheim, Wiedenbach, Raurch, Nordensdorf, Rumbach, Sonnenberg, Wallau, Wildschaffen.)

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Ecke Moritz- und Röderstraße

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulze in Bierstadt

Der Anzeigenpreis beträgt: für die Kleinspaltig
Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Neblamen
und Anzeigen im amtlichen Teil werden pro
Zeile mit 30 Pfg. berechnet. Eingetragen
in der Postzeitungs-Büchse unter Nr. 1110a.

187.

Dienstag, den 11. August 1914.

14. Jahrgang.

Moratorium.

**Einzelzahlungsausschub auf 3 Monate auf
Antrag durch Gerichtsbeschluss.**
Der Bundesrat hat zwei gesetzliche Anordnungen
erlassen, durch die einem allgemeinen Moratorium
Schnell werden soll. Erstens soll das Gericht
bei Forderung einer Zahlungsfrist von längstens 3
Monaten, nötigenfalls unter Auflage einer Sicherheit
auf den Gläubiger vereinbar ist. Der Antrag
kann nur im Prozeß oder während der Zwangs-
verfügung, sondern schon vorher zulässig sein. Zwei-
tens soll insbesondere mit Rücksicht auf auswärtige
Gläubiger, auch Wechselmäßige, aus dem Auslande, die
am 31. Juli 1914 entstanden sind, im Inlande
geltend gemacht werden.

Die Schuldner sollen in Zeiten, da durch die
Kriegsbedingungen zur Seeresdienstleistung zahlreiche Kräfte
von der Produktion von Waren entzogen werden müssen,
den gesamten Handel und Wandel ins Stocken gerät.
Folger der Einzelne sich einer Verringerung
der Forderungen gegenüberstellt, davor bewahrt
zu werden, daß die Erfüllung von unaufschiebbaren pri-
vatrechtlichen Verbindlichkeiten gezwungen zu werden; über den
Interessen des einzelnen Gläubigers stehen die
Interessen der Gesamtheit, die es verbieten,
den Einzelnen durch etwaige zwangsweise Be-
friedigungen unterbunden werden, deren Befriedigung
Kriegszustände ein allernötigstes pöb-
lisches Ausstattungsmoment darstellt.

Einem solchen Moratorium hat man in Österreich ein „Mora-
torium“ eingeführt. Auch Frankreich, das reiche
Land, hat sich dazu entschlossen. England hat
keine solche Maßregel nicht vorgenommen, viel-
mehr kommt eine solche Maßregel nicht in Be-
tracht, da in dieser Zeit der allgemeinen Mobilisierung
die Gerichte und der Rechtsvollzug total lahm-
gelegt sind.

Das Moratorium hat bisher eine derartige durchschla-
ge abgelehnt. Es tritt nun eine große
von berufenen Wirtschafts-Fachleuten dafür ein.
von diesen schreibt mit einer unerkennbaren
der Schwarzmalerie:

Da ist ein Handwerker; er hat sein Handwerk
allein oder mit einem Gesellen betrieben; beide eilen zu
den Zahlen. Soll er, während er draußen im Felde
liegt, daran denken dürfen, daß ein Gläubiger seine geringe
Habe für ein Nichts veräußert, soll er daran denken dürfen,
daß Frau und Kind, weil sie die Miete nicht zahlen
können, von allem entblößt, auf die Straße müssen? Kann
das seine Kampfesfreude erhöhen? Und wenn der Ver-
mieter, mitleidig gesinnt, hier nicht vorgehen wollte, ist er
dazu imstande, Nachsicht zu üben? Hat er nicht dem Hypo-
thekengläubiger Zinsen zu zahlen?

Und wie es dem Handwerker und seiner Familie geht,
geht es Tausenden, Millionen kleinerer Geschäfts-
leute, die allein oder mit wenig Hilfe ihrem Erwerb
nachgehen.

Aber auch den vermögenden Geschäftsleuten, tüch-
tigen, im Geschäftsleben erprobten Männern, die in lang-
jähriger Arbeit Vermögen von Hunderttausenden und noch
mehr angehäuft, die Betriebe errichtet haben und Be-
triebe führen, die ein Stolz unserer wirtschaftlichen Ent-
wicklung sind, müssen sich sagen: „Was wir in arbeits-
reichem Leben geschaffen, geht uns jetzt in Stücke; denn
unser Gläubiger verlangt von uns daß wir unsere Ver-
bindlichkeiten erfüllen, unsere Wechsel einlösen; aber wo-
her sollen wir denn die Mittel dazu nehmen? Der Schuldner
kann nicht zahlen. Wer befehlt uns unser
Haus und unsere Wertpapiere, sollen wir sie zu Bank-
turken verkaufen?“

Das ist zweifellos trübe Schwarzmalerei. Wenn
so Hals über Kopf ein gesetzlicher Zahlungsausschub
erfolgt, dann bricht das gesamte Wirtschaftsleben mit
einem Schlag zusammen. Darüber soll man sich doch
keine Illusionen machen. Die Zahlungsdrückberger,
die immer mehr riskieren, als ihre Mittel es erlau-
ben, sind bei uns in der Mehrzahl, und die würden,
wenn sie ein gesetzliches Recht auf Zahlungsverschie-
bung bekämen, vermutlich eine ganz bedeutende Wirt-
schaft herbeiführen, vor allem alles Geld zurückhal-
ten, was irgend zu halten wäre. Der gesamte Kredit-
würde mit einem Schlag zum Teufel, und unser wirt-
schaftliches Leben beruht nun doch mal auf dem Kredit.

Bunächst kam in Betracht und wurde erwogen ein
Moratorium für Heeresangehörige.

Es mußte unmöglich gemacht werden, daß Angehörige
von Vaterlandsverteidigern wegen der Dienstpflicht des
Ernähmers in Ungelegenheiten kommen, zumal in einer
ohnehin vielfach verzweifelter Lage. Und es mußte
auch unmöglich gemacht werden, daß Gewerbetreibenden
aller Art die ganze ohnehin durch den Krieg aufs
äußerste geschädigte Existenz durch gerichtliche Maß-
nahmen von Gläubigern total vernichtet werde.

Der Bundesrat hat hier den Nagel auf den Kopf
getroffen und in geradezu glänzender Weise den Schät-
zen wirtschaftlicher Art, die aus dem Kriege den Ein-
berufenen sowohl als auch den „Zurückgebliebenen“
entstehen können, vorgebeugt. Zu wünschen bleibt nur,
daß die Gerichte neue Stellen errichten, die den An-
gehörigen von Eingezogenen dieses Verfahren möglichst
erleichtern.

Wenn freilich der Krieg längere Zeit dauerte, würde
man auf neue Zahlungsverpflichtungen Bedacht nehmen
müssen. Denn auch die ganze Existenz der „Zurück-
gebliebenen“ ist von höchstem Werte für die Allgemein-
heit, zumal der Staat ohne deren Steuern nicht zu
existieren vermag und bei einer allgemeinen Einstel-
lung der Steuerzahlung in die allerschwerste Kalamität
geraten müßte. Aber so Hals über Kopf darf,
darin hat die Reichsregierung recht, die Sache all-
gemein nicht kommen, so erst würden leichtsinnig Schul-
den gemacht werden.

Inzwischen hat auch England ein Moratorium an-
geordnet.

Italiens Neutralität.

Die Münchener offiziös bediente „Korrespon-
denz Hoffmann“ schreibt zu der Neutralitätserklärung
Italiens:

„Wenn in schweren Zeiten ein Freund manhaft
zu uns steht und dies vor aller Welt verkündet, so
hat das noch allemal in jedem Herzen ein moralisches
Hochgefühl ausgelöst, aber freilich: in dieser Welt, in
der die Dinge hart aufeinanderstoßen, sind uns solche
frohen Entscheidungen nur selten beschied, und kein
Politiker darf damit rechnen. Nur nach den Interessen
seines Landes kann ein Staatsmann die Politik orien-
tieren, auch dann, wenn damit vielleicht so manche
Illusionen beim Nachbar endgültig zerstört werden.
Und als die Neutralitätserklärung Italiens in diesen
Tagen offiziell verkündet wurde, wird ohne Zweifel
in Millionen von deutschen Herzen ein Gefühl solcher
Art aufgestiegen, wird eine Enttäuschung über den
italienischen Freund empfunden worden sein. Aber
sollen wir gerecht: bedenken wir die langgestreckte, zu
dreiviertel vom Meere umspülte Lage der italienischen
Halbinsel, bedenken wir die Empfindlichkeit der im
Osten und Westen, von Süd nach Nord laufenden
Bahnlinien, vergegenwärtigen wir uns der relativen
Schutzlosigkeit dieser wichtigen Verkehrswege des Kö-
nigreiches gegen die Einwirkungen der übermächtigen
vereinigten französischen und englischen Flotten, und

Schloß und Haide.

Roman von Maria Penzen, dt. Sebrignoldi.

(Nachdruck verboten.)

Es war es Bruno, der entsetzt zusammenfuhr.
Die Vermutungen, welche Evas zusammenge-
schobener ihm aufgedrängt hatten, immerhin waren:
er hatte er sich den Fall ihres Bruders nicht vorge-
stellt, aber sofort wieder: denn es lag ihm
am Herzen, einige Herrschaft auf den unseligen Menschen zu
legen, welche Verweisung ihn nicht zu Schritten ver-
leitete, er mit ansehnlicher Ruhe: „Verfolgt
Sie bis jetzt noch nicht. Aber die Gefahr ist
abgewendet, obgleich die Thronen alle Mittel
um Sie zu retten. Sie werden deshalb wohl
und später Ihren Aufenthalt im Auslande zu

Der Rittmeister fühlte sich durch diese Mitteilung
sehr belästigt. Raum war es ihm aber veranlaßt, für
den Moment freier zu atmen, als ihm auch der Ramm-
schloß. Er wandte sich mit der hochmütigen
aber seinen unbekannten Verächter: „Wer sind
Sie, mein Herr, der so ausführlich in die
Belange unseres Hauses eingeweiht zu sein

Ein Doktor Radenberg,“ entgegnete Bruno in
einem hohen Tone, „und hatte die Ehre, den älteren
Herrn bei den Geschäften zu unterstützen, welche
mit reichlicher Handlungsweise nötig machte. Ohne
dies hätte er sie nicht zu ordnen vermocht.“
„Sie sind dem Baumgarten zu.“
Der Rittmeister hielt ihn zurück. „Verzeihen
Sie mir, mein Herr,“ rief er ihm zu, „und
wenn Sie die Wohnung meines Vaters.“
„Ich bin ein Moment nicht mit sich selbst einig.
Die Seinen auf sein Erscheinen vorzubereiten.
Sie werden nicht, sich zu einem Entgegenkommen
in der Weise nicht, wie Frau von Brabbe und der Frei-
herr,“ er auch nicht, wie Frau von Brabbe und der Frei-
herr, so gut gemeint sie immer war,

aufnehmen mochten. Deshalb zeigte er dem Rittmeister
den Eingang zu dem kleineren Klosterflügel und ließ ihn
dann allein, indem er sich kurz verabschiedete.

Eberhard tastete vergeblich nach einem Klingelgriff;
ein derartiger Luxus war im Ravensbruch unbekannt.
Als er aber zufällig die Türflinte erfaßte, gab sie nach,
und er konnte seinen Eintritt in das Haus ohne weiteres
bewerkstelligen. Man konnte in dieser einsamen Gegend
eben keine Furcht vor Dieben.

Der Eindringling sah sich in einem geräumigen
Gange, in dessen Tiefe eine von Alter gebräunte Eichen-
treppe durch einen grellen, scharf abgegrenzten Licht-
streifen beleuchtet wurde. Beim Nähertreten fand er,
daß dieser Schimmer aus der halb offenen Küchentür
drang, und daß drinnen, neben dem gemütlich flackernden
Herdfeuer, die dem Rittmeister wohlbekannte alte Lene
in Gesellschaft einer jüngeren Magd ihr Abendbrot ver-
zehrte.

„Guten abend, Lene!“ rief Eberhard, auf die
Schwelle tretend. „Ich sehe zu meinem Vergnügen, daß
es dir trefflich schmeckt.“

„Herrje, der Baron Eberhard!“ rief Lene, sich lebhaft
erhebend. Als sie ihm aber so nahe kam, daß sie sein
Aussehen zu erkennen vermochte, brach sie erschrocken
zurück und konnte einen Ausruf äußerster Überraschung
nicht zurückhalten.

„Wie, Lene,“ fragte der Rittmeister, „hast du noch
nie einen Menschen gesehen, den eine starke Kuckstour in
Wind und Wetter tüchtig mitgenommen hat?“ Das
Lachen, womit er seine Worte begleitete, war ein er-
zwungenes und klang der treuen, alten Dienerin unheim-
lich in die Ohren.

„Ach, der Herr Baron kamen zu Fuß!“ murmelte sie
verlegen.

„Trotzdem, und es war eine abscheuliche Wanderung
von Hanstetten über die Heide. Nun aber — wo sind die
Meinigen? Auch beim Abendessen, wie du?“

„Noch nicht, gnädiger Herr. Erst gegen neun Uhr
wird der Tee genommen. Die Frau Baronin lieben keine
frühen Stunden.“

„Richtig; aber wo stecken sie denn? — Hast Ihr hier
so etwas wie einen Salon?“

„O, wir sind ganz hübsch eingerichtet; der gnädige
Herr werden das auch finden.“

„Gut, Lene, du mußt dieser hübschen Seideblume,
die mit ihren weißen Zähnen so eifrig deinen biden
Pfannkuchen verarbeitet, befehlen, daß sie ein Zimmer
unberührt für mich herrichtet; denn ich gedente diese
Nacht darin zu schlafen.“

„Der Herr Baron bleiben hier?“

„Natürlich; ich werde heute abend nicht noch einen
zweiten Spaziergang über eure reizende Heide machen.
Aber diese ländliche Schönheit reizt so appetitlich in den
braunen Ruchen, daß mich die Luft anwandelt, es ihr
gleich zu tun.“ Und an den Tisch tretend, bemächtigte
er sich der darauf befindlichen Speisen und verschlang sie
mit einem wahren Heißhunger.

Lene beobachtete ihn kopfschüttelnd. Bei allem Re-
spekt vor dem Sohne ihres Gebieters begriff sie doch, daß
hier etwas nicht richtig sein müsse. Das Stubenmädchen
aber, das ihn erst jetzt in voller Beleuchtung sah, fuhr
erschrocken von seinem Sitze auf und betrachtete den ver-
wunderten Menschen, den Lene wie einen vornehmen
Herrn anredete, mit scheuem Erstaunen.

„Soll ich die Sophie nach oben schicken, um Sie zu
melden, gnädiger Herr?“ fragte Lene.

„Das hat noch Zeit, Lene. Die Gans braucht sich
aber nicht vor mir zu fürchten,“ fügte der Rittmeister ge-
reizt hinzu; der abstoßende Eindruck, den er auf das
hübsche Landmädchen machte, ärgerte ihn. „Sage mir
vorher, wo die Herrschaften versammelt sind.“

„Das gnädige Fräulein ist bei dem Herrn Baron,
die Frau Baronin befindet sich allein im Zimmer.“

„Großmama allein? Ei, das paßt ja vortrefflich. —
Du kannst zum Tee einen ähnlichen Ruchen herausschicken,
Lene; er schmeckt ausgezeichnet. Nun komm, zeige mir
das Zimmer deiner alten Gnädigen.“

Lene dachte, die scharfe Fußreise müsse einen Hunger
zur Folge haben, der ihren groben Ruchen würze, denn
sonst würde er sicherlich dem verwöhnten Gaumen des
jungen Herrn nicht munden. Allein sie befiel ihre
Schlüsse für sich und führte den Ankömmling zum Zimmer
seiner Großmutter.

„Gnädige Frau,“ sagte Lene, nach dem üblichen
Klopfen und erfolgtem Hereinruf die Tür öffnend:
„Gnädige Frau werden eine Überraschung erleben.
Se. Gnaden der Baron Eberhard sind eben eingetroffen.“

(Fortsetzung folgt.)

wir werden anerkennen müssen, daß in diesem Augenblick sehr ernste gewichtige Interessen für den Leiter der auswärtigen Politik Italiens vorlagen, als er die Neutralität seines Landes verkündete. Bei einer solchen Betrachtung der Dinge könnte es keinem verständigen Deutschen beikommen, die Haltung Italiens auf eine Linie zu stellen mit dem russischen Verrat, oder gar es die in unserem Lande zu vielen Tausenden beschäftigten Italiener fühlen zu lassen, daß die Politik ihres Vaterlandes sich nur von Interessen, nicht aber von moralischem Hochgefühl hat leiten lassen. Auch sie, alle diese fleißigen Arbeiter, seien dem gerechten Empfinden des deutschen Volkes in diesen kritischen Zeiten empfohlen."

Es ist selbstverständlich, daß es ein Unfug wäre, wenn man die Haltung, die Italien jetzt zu dem Weltkrieg einnimmt, mit der russischen Hinterlist und Lüge auf eine Stufe stellen wollte. Aber angesichts der Neutralitätserklärung unseres italienischen "Verbündeten" ist man doch wohl berechtigt zu fragen, welchen Zweck denn eigentlich das deutsch-österreichisch-italienische Bündnis hatte, wenn jetzt, wo sechs Staaten mit rund 200 Millionen Einwohnern auf zwei Staaten mit rund 120 Millionen Einwohnern losgehen, die Haltung Italiens gerechtfertigt oder gar gebilligt werden soll.

Das neue Papiergeld.

Darlehenskassenscheine zu 5 und 20 Mark.

Auf Grund des Gesetzes vom 4. August gelangen nunmehr Darlehenskassenscheine zu 5 und 20 Mark zur Ausgabe. Nach einer amtlichen Beschreibung sind die Scheine zu zwanzig Mark

14 Zentimeter breit und 9 Zentimeter hoch. Sie bestehen aus Hanfpapier mit einem fortlaufenden natürlichen Wasserzeichen, das aus verschlungenen Linien gebildet, abwechselnd offene und mit der Zahl 20 gefüllte Felder zeigt. Auf der Rückseite befindet sich rechts ein aus orangefarbenen und grünen Pflanzenfasern bestehender Streifen.

Der Untergrund der Vorderseite ist in gelb, blaugrau, rotbraun und graubiolett gedruckt und besteht aus einem dreiteilig angelegten ornamentierten Muster, dessen einzelne rechteckige Felder, soweit sie nicht verdeckt sind, eine mosaikartige Einfassung haben, die nach außen durch ein blaugraues Palmettenmuster abgeschlossen wird. Inmitten des Scheines befindet sich, in brauner Farbe auf gelbem Grunde, eine Darstellung der Kaiserkrone, darunter der von zwei gekreuzten Zeptern getragene Reichsapfel sowie ein Lorbeer- und ein Eichenzweig. Die Reichsapfel sind auf einem mit einer hellgelben und zarten blaugrauen Guilloche versehenen Hintergrunde angeordnet, der sich bis zu einer breit gelagerten, rautenförmigen Umrahmung erstreckt. Die Zeptern sind auf dunklerem Grunde die sich wiederholenden Worte Zwanzig Mark. Die beiden seitlichen Ecken sind von großen Rosetten ausgefüllt, die in der Mitte die Zahl 20 gelb auf graubiolett Grund und um diesen viermal herum das Wort Zwanzig tragen. Beide Rosetten enthalten je vier paarweise einander gegenüberstehende helle kleinere Rosetten, in deren Mitte violette, sternartige Kreuze angebracht sind.

Auf dem freien Papierrande erscheint ein gelblicher Schutzdruck aus feinen, mit dem Rande parallelen Linien.

Die Rückseite ist in rotbrauner Farbe gedruckt und hat eine einfache, aus Linien bestehende Randeinfassung. In der Mitte ist der Reichsapfel auf einem mit einem feinen, dunklen Muster bedruckten dunklen Grund angebracht. Die Fänge, Schnabel und Zunge sind senkrecht, die übrigen Teile kreuzweise schraffiert. Um den Adler zieht sich eine elliptische, aus Rosetten gebildete Umrahmung. Jede Rosette trägt nach außen das Wort Zwanzig, nach innen das Wort Mark. Links oben erblickt man in leichter Umrahmung den von einem dunklen Untergrunde sich abhebenden Kopf der Athene, rechts oben ebenso den Kopf des Hermes. In den beiden unteren Ecken befindet sich innerhalb einer Weißdruck-Guilloche je eine weiß umrissene, ganz leicht schraffierte 20.

Schloß und Haide.

Roman von Mari-Lenzen, di Zebigondl.

88] „Mein Enkel? Eberhard?“ fragte Frau von Brähe in einem freundlichen und wohlwollenden Tone, als man ihn seit ihrer Ankunft im Kloster von ihr vernommen hatte. „Aber du mußt dich irren, Lene; es hat ja gar keine Ankunft stattgefunden. Ich habe weder Wagen noch Pferde, noch selbst ein lebhaftes Gespräch gehört.“

„Seine Gnaden kamen zu Fuß.“
„Zu Fuß? — Unmöglich! ... Du mußt träumen, Lene.“

„Wenn das wäre, Großmama, dann wäre Lenes Traum ein sehr greifbarer, denn ich bin wirklich hier,“ nahm Eberhard das Wort, an der alten Maad vorüber in das Zimmer tretend.

Lene zog sich flüchtig zurück und machte die Tür hinter sich zu.

„Also du bist's, mein lieber Sohn!“ rief die Baronin, sich rasch erhebend und die Hand nach ihrem Enkel ausstreckend, mit so viel Herzlichkeit in Stimme und Gebärden, wie sie gegen keinen Menschen sonst äußerte. Er trat vor, um ihr die Hand zu küssen, aber kaum hatte diese Bewegung ihn so nahe gebracht, daß die alte Dame das Aussehen ihres Enkels gewahren konnte, als sie einen Schrei des Schreckens und des Abscheus ausließ und wie gelähmt in ihren Sessel zurücktaumelte.

„Großmama, was ist Ihnen?“ fragte er und wollte sich nähern, um ihr zu Hilfe zu kommen.

Aber sie winkte ihm heftig zurück und schrie, er wußte nicht, ob getrieben von Furcht oder von Zorn: „Fort, fort! Komm' mir nicht nahe, Mensch!“

„Aber um des Himmels willen, was haben Sie denn? Ich werde Sie doch nicht erdroffeln,“ sagte er, sich erzürnend.

„Mein Gott,“ stöhnte die Gräfin wieder: „wer kann das wissen! Du siehst aus wie ... ein Strauchdieb!“

„Ist es Ihnen etwas Neues, daß ich von einem solchen etwas an mir habe?“ fragte er bitter. „Ich begreife den seltsamen Empfang nicht, mit welchem Sie mich beehren.“

In seinem Rücken wurde die Tür geöffnet und der

Die Darlehenskassenscheine zu fünf Mark

sind 12,5 Zentimeter breit und 8 Zentimeter hoch. Sie bestehen aus Hanfpapier, das als fortlaufendes natürliches Wasserzeichen die sich wiederholende Zahl 5 zwischen gebogenen Linien enthält und auf der Rückseite links mit einem Streifen von orangefarbenen Pflanzenfasern versehen ist.

Die Vorderseite enthält einen Untergrund in gelber und blaubioletter Farbe. Eine breite ornamentale Umrahmung, deren Ecken durch große Rosetten ausgefüllt sind, schließt den rechteckigen leicht gelben Untergrund ein, dem ein blaubioletter Punkt- und Strichmuster aufgedruckt ist.

Die Rückseite ist in einem hellen Blau gedruckt. Der Untergrund setzt sich aus Darstellungen von Kaiserkrone, Schwert, Zepter und Reichsapfel sowie der Zahl 5 und des Buchstabens M in leichteren Linien zusammen und durch eine bandartig verschlungene Einfassung begrenzt, innerhalb deren die Worte Fünf Mark in weißem Druck, sowie auf einer nichtblauen Rosette die dunkelblaue Zahl 5 wiederholt angebracht sind. Das Mittelfeld der oberen Einfassung enthält zwischen zwei weißen Punkten die Zahl 5, das der unteren Einfassung, ebenfalls in weißem Druck, die Angaben M. 5 und 5 M. In den beiden oberen Ecken befinden sich Kartuschen, die auf schraffiertem Grunde je eine blaue, wellenförmige 5 enthalten. Die beiden unteren Ecken enthalten in Rosetten je eine weiße wellenförmige 5. In der Mitte des Scheins ruht auf einer Sonne, von der leichte Strahlen nach allen Seiten ausgehen, die Kaiserkrone, unter der kreuzweise Zepter und Schwert sowie ein Lorbeer- und ein Eichenzweig angeordnet sind.

Der Kriegsschauplatz im Osten.

Der Kriegsschauplatz an der französischen Grenze, der die glorreichen Schlachten zu Beginn des Feldzuges 1870-71 sah, ist selbstverständlich viel allgemeiner bekannt, als jener im Osten, der zu Friedenszeiten von den Mittel-, Süd- und Westdeutschen als eine Gegend betrachtet wird, wo sich Fuchs und Wolf „Gute Nacht“ sagen.

Das russische Gebiet grenzt bekanntlich an die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien. Gebirge, die als Harze Grenzmarkierungen die Länder trennen, gibt es hier nirgends. Das ganze Grenzgebiet ist eben, nur hier und da findet sich hügeliges Gelände. Tagelang dehnen sich fast längs der gesamten Grenze auf beiden Seiten ungeheure Wälder aus, die bis tief ins russische Innere reichen. Zumeist sind es Nadelwälder, da der Boden vorwiegend sandig ist, besonders in Ober- und Westpreußen. In den Weichselniederungen, die zum fruchtbaren Lande gehören, sieht man jedoch auch prächtige Laubwälder, darunter große Bestände von Eichen, die im übrigen Deutschland zu den Seltenheiten gehören. Im ostpreussischen Seenplateau erheben sich hier und da mächtige Buchenbestände.

Eigentliche Hindernisse für Truppenbewegungen sind nirgends vorhanden; allerdings birgt der Marsch durch die wenig wegsamen Wälder Schwierigkeiten, besonders für die berittenen Truppen, für die Artillerie und den Train sogar große Schwierigkeiten. Aber diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, und die moderne Technik wird mit ihnen fertig zu werden wissen.

Die Bevölkerung der kleineren Städte, die in dem großen Gebiete zerstreut liegen und den wirtschaftlichen Verkehr der Gegenden mit der Außenwelt vermitteln, sind sämtlich unbefestigt, auch die große Industriestadt Lodz, wo eine ausgebreitete Textilindustrie zu Hause ist. Die Bevölkerung ist entweder polnisch oder jüdisch, wird also durchweg wie in Czestochau und Wielun die Deutschen als Befreier von einer unerhörten russischen Zwangsherrschaft begrüßen.

Brief aus der Reichshauptstadt.

— Berlin, 8. August.

M.: Wir leben in einer Zeit der Aufregungen, finanzieller Schwierigkeiten und Konflikte, wir durchleben aber jetzt vor allen Dingen eine Zeit vaterländischer Begeisterung, deutscher Einigkeit, nationalen

Spekulationen und gerechter Erörterung gegenüber den Zug und Trug, mit dem man uns zu umgeben sucht. Der deutsche Adler hat seine Fänge ausgedehnt auf den russischen Bären und den gallischen Hahn auf seinen scharfen Schnabel zum blutigen Albion geöffnet. Von der allgemeinen Begeisterung des deutschen Volkes begleitet, ziehen Scharen der deutschen Streiter in den Krieg. Ich sprach mit einem Veteranen, der im deutsch-französischen Kriege 1870-71 mitgekämpft hatte; er meinte, ja auch damals eine Begeisterung sondergleichen habe auch damals eine Begeisterung sondergleichen in der deutschen Vaterlande für den Krieg nicht zu finden, aber mit der Zeit sei sie denn doch nicht ganz gleich. So etwas habe die Welt noch nicht erlebt. Ja, die Zeit von 1813, die Zeit der Freiheitskriege, ist nach 100 Jahren wiederkehrt. „Das Volk“ auf, der Sturm bricht los“, so sang der Freiheitskämpfer Theodor Körner, so kann man auch von der jetzigen Zeit wieder sagen.

In Berlin haben sich an Kriegsfreiwilligen weniger als 80 000 Mann gemeldet, heute jeden Tag des und Alters, Arbeiter, Studenten und Kaufleute, junge, rührige Menschen und eheerfüllte Veteranen, die schon 1870-71 mitgemacht haben, wenn der Nahrung lassen sich nicht zurückhalten, wenn in Berliner Zeitungen liest, daß sich aus dem Reich Neuß ein 72-jähriger Hausverwalter Ludwig Meier, der schon an den Feldzügen 1866 und 1870 bei den „Franzosen“, dem Garde-Grenadier-Regt. „Franz Josef“, teilgenommen und sich das „Eiserne Kreuz“ erworben hatte, wiederum zu den Fahnen gemeldet hat als Kriegsfreiwilliger. Man macht Erwägungen wegen seines hohen Alters. Der Kaiser aber wies auf seine Mäßigkeit hin und erklärte, er hinter seinen drei Söhnen nicht zurückbleiben wolle. Er werde es nicht überleben, wenn er nicht an der Kriegsmann die Nachfolge, daß man ihn als Vorkämpfer bei den „Franzosen“ beschäftigen wolle. Seine Söhne stehen schon im Felde.

In Berlin-Steglitz erschien im Bureau des vaterländischen Frauenvereins ein älterer Mann, der er nicht geben, sagte er, aber seinen Namen bringe er. Seine Frau liege im Sterben. Er wolle ihr versprochen, nach ihrem Tode auch ihren Ring zu bringen.

Eine große Zeit ist angebrochen. Man sieht den leuchtenden Augen all der fröhlichen Männer, von der Reichshauptstadt aus nach dem Kriegsschauplatz abziehen, von den Zurückbleibenden mit Tränen und brausenden Hochs geleitet. Der Reichsschatz, der in der Brust, daß man nicht zurückbleiben kann, daß man als Invalide hinter dem Schutze weiter seinem Beruf nachgehen muß, daß die Hand die Feder nicht mit dem Knauf des Schutzes vertauschen kann. Man muß sich schon damit begnügen, daß man diese große eiserne Zeit mit durchleben darf, daß man von den Taten und Erfolgen deutscher Vorkämpfer berichten kann.

Am ersten Mobilmachungstage und dem dem folgenden Sonnabend sind bei den Standesämtern in Städten und Landgemeinden Groß-Berlins schätzungsweise rund 1800 Nottrauungen vollzogen worden. 20 Standesämter der Stadt Berlin hatten durchwegs je 50 Nottrauungen vorzunehmen; in den bevölkerteren Außenstadteilen waren es mehr, in den inneren Stadtteilen etwas weniger, so daß auf Berlin allein rund 1000 Nottrauungen entfielen. In den reichsten waren die Nottrauungen in den Gemeinden mit großer Arbeiter- und Industriebevölkerung mit Garnisonen. Verhältnismäßig am wenigsten Nottrauungen wurden in den Villenorten des westlichen vollzogen.

Das nächtliche Berlin macht jetzt auch einen anderen Eindruck als in Friedenszeiten. Die Straßenklänge, die sonst an den Häuserfronten und in den Gassen an allen Ecken und Kanten aufklingen, sind verloren. Die Polizeibehörde hat sie, sowie auch die übermäßige Schaulust der Bevölkerung, verboten. Die Berliner Elektrizitätswerke ihren Betrieb infolge der Einberufung zahlreicher Angestellter zu den Soldaten stark einschränken mußten.

Baron und Eva traten ins Zimmer, beide ohne Ahnung von der Anwesenheit Eberhards. Sie waren einfach zur gewohnten Teestunde herübergekommen und hatten zu ihrer Verwunderung im Gange draußen das laute Sprechen im Zimmer der alten Dame vernommen. Kaum hatte diese die Eintretenden erblickt, als sie ihnen zurief: „Ihr laßt mich sterben, ohne euch nach mir umzusehen?“

„Mensch, wie seid Ihr hier hereingekommen?“ schrie der Baron seinen Sohn an. Aber noch sprach er, als Eva die Hände zusammenschlug und tief erschrocken stammelte: „Guter Gott, Eberhard!“

Der Freiherr fuhr zurück und sah die Lehn eines Sessels, daß sie kniete.

Der Rittmeister spottete seiner Schwester nach: „Guter Gott, Eberhard! ... Naivität, er ist's. Aber Ihr starrt ja auf mich wie auf ein Medusenhaupt: es fehlt wohl wenig, daß Ihr in dieselben Schrednisse ausbrecht, wie Großmama.“

„Du siehst auch danach aus,“ seufzte der Baron, ihn mit schicklichem Überwille betrachtend.

Eva setzte sich langsam und schweigend nieder; sie war erfüllt von Schrecken, Mitleid und Schmerz. Ihre Empfindungen waren zu tief und zu peinigend, um eine Neugier zu gestatten. Die Großmutter aber ergoß sich in einen Strom von Klagen, Vorwürfen und Bittgesuchen und der Schwerpunkt ihrer Zorn- und Redeflut war die immer wiederkehrende Behauptung, Evas Selbstsucht habe den Ruin ihres Bruders herbeigeführt. Dazwischen mischte sie wiederholt die Forderung, man solle sie von dieser entsetzlichen Erscheinung befreien: sie sterbe, sie erlöse, sie erlöse bei dem Anblick dieses Menschen.

Eva war wie betäubt von diesen ihr bößlich unverständlichen Neuerungen der lieblosen alten Frau. Sie war gewohnt, daß ihre Großmutter sowohl sie der Schuld an jedem Unglück, jeder Verlegenheit in der Familie ziele, wie daß sie für jede noch so schlimme Verirrung Eberhards eine Entschuldigung fand. Nun aber stand der vergötterte Liebling vor ihr in einem Zustande, daß das Herz der Schwester, obgleich er ihre Liebe und Achtung längst verwirkt hatte, in schmerzlichem Erbarmen zitterte — und seine Großmutter hatte kein Wort des Mitleids, keinen Blick der Teilnahme für ihn. Dem einfachen, unerschrockenen Sinne des jungen Mädchens fehlte durchaus

die Fähigkeit, das oberflächliche, verteilte Wesen der alten Baronin zu beurteilen. Der verzweifelte Blick, der jede Innerlichkeit: ihr waren der Schrein, der Mensch wichtiger als der Kern. In dem einzigen Menschen, für den sie jemals eine Spur von Gefühl gezeigt hatte, hatte sie nur sich selbst geliebt, und sie gegen ihn, leider in derselben verderblichen Weise, gegen ihr eigenes Ich, ihre Zukunft betätigt durch eine schrankenlose Rücksicht für seine Wünsche und Wünsche. Diese schädliche Rücksicht hielt so lange Stand, wie Eberhard ihren Reizen von Vornehmheit und Eitelkeit würdigkeit entsprach. Niemand wußte besser als sie, wie leichtfertig, wie verschwenderisch, wie lieblos gegen Vater und seine Schwester, wie gewissenlos in seinen Beziehungen zu seinen Geschwenden und zu ihren Verhältnissen ihr Enkel war. Aber das alles tat ihr der Verstand für ihn keinen Eintrag. Als jeder Feind der Verurteilung als wilder, gedankenloser Spieler in den Badeorten, war und blieb er ihr Abgott: denn in diesen feineswegs rühmlichen Situationen, die für einen unergieblichen Zauber hatte — den Glanz eines schönen, vornehmen Menschen und eines Adels, der Austretens. Der äußere Schimmer des Adels, der alles, der innere Gehalt des Adels nicht, hätte noch zehnfach tiefer sinken können, hätte er nach ihrer Ansicht ihn kaum erniedrigt haben. Die Höhe nur in der Gestalt eines glänzenden Kavalliers vor ihm gestanden, wie er früher ihr Auge entzündet, so lange Tugend und Ehrenhaftigkeit dagegen hätte, so lange im mindesten zu seiner Entschuldigung gereicht, so lange er die Anzeichen der Armut und des Elends in seiner äußeren Erscheinung verriet.

Evas selbstverleugnende Gewohnheit, sich an ihre Gedanken und zu handeln, gestattete ihr bald, sich an ihren ersten Bestürzung aufzurufen und dem innerlichen Auftritte, den die maßlose Leidenschaftlichkeit ihrer Großmutter herbeiführte, ein Ende zu machen. Sie ergriff leise, trat zu dem Rittmeister und flüsterte ihm zu: „Gleite mich in Papas Zimmer: dort kannst du dich umkleiden und erfrischen.“ Morgen wird die Großmutter hoffentlich ruhiger sein.“

Die Berliner Jugend spielt fast nicht mehr „Sol-
schen“; sie hat dieses Friedensspiel durch das kri-
egsreiche „Deutsche und Russen“ ersetzt, wobei die Russen
gewöhnlich regelmäßig geschlagen werden und nicht
geringe Hiebe beziehen. Ein nettes Geschichtchen er-
zählt von diesem zeitgemäßen Spiel einer Berliner
Klatsche. Die zweite Schlacht soll beginnen. Ein acht-
zehnjähriger Junge, der den „Russen“ zugeteilt wird, stellt
sich freispielig vor seine Spielfameraden, tippt sich
auf die Stirn und ruft zornig: „Ihr seid wohl verärrt?
Ich soll immer den Russen spielen! Aber ich will
nicht immer bahauen werden!“ Sein Argument
erregt die Aufmerksamkeit der deutschen Partei zu-
gunsten der Russen.

Auf das russische Ehrenwort!

Wie war die Welt seither so dumm,
Versprechen auch zu halten.
Jetzt weiß man, wie man grad macht krumm
Und wie man kommt ums Wort herum;
Denn diese Frage klar zu stellen,
Bleib vorbehalten Rußlands Zar:
„Der tat den Sinn erhellen!“

Vom hohen Norden kam das Licht,
Zu uns aus Eifeshalden.
Des Nordsterns blickendes Gesicht,
Gewittergleich und jäh durchbricht,
Des deutschen Mann's Verhalten.
Er bracht Erkenntnis, wie man's macht,
Begriffe umzuschalten.

Verpfändet man sein Ehrenwort,
So muß mann ruffisch denken,
Man denkt sich's Wörtchen Ehre fort,
Und hält sich an der Silbe Wort:
„Die Ehr' ist Nebensache“!
Man dreht das um, was man versprach;
Es ist eine kurze Nacht.

Werthwürdig nur, — zum wundern gar, —
 Daß wir aus Rußlands Gauen,
 Erfahren endlich klipp und klar,
 Wie einfach doch die Sache war,
 Der Ehre Sinn zu deuten.
 Ja wenn die Russen sich bemüh'n,
 So gibts was auszubeuten.

Wir aber sind nun drüber klar,
Wie's mit der Ehr zu halten.
Und fragen, wie es möglich war,
Daß man bei uns so ganz und gar,
Im Schlafe war befangen
Und nicht zu merken, daß allhier
Die Ehre fehlgegangen.
B. 10

C. C. B.

Lofales.

Totales.
Bierstadt. 100 Mark als freiwillige Spende hat auch der hiesige Männer-Gesang-Verein von dem etwa 50 Sängern zu den Fahnen geeilt sind, dem hiesigen „roten“ zur Verfügung gestellt.

Bierstadt. Zur Nachahmung empfohlen. Der Stadtkammerherr und Stadtschreiber W. B. Weber hat seine Weihnachtsparafasse (132 Mark) als Spende für die im Kriege weilenden Soldaten und Verwundeten gestiftet. Es ist doch etwas um die Opferwilligkeit.

Stierstadt. Unseren Landwirten legen wir
hingegen die Bitte ans Herz für Kartoffeln nicht mehr
als 5-6 Pfennig das Pfund abzunehmen. Lieber
billiger bei diesen ersten Zeiten absetzen, denn auch
das Vaterland gebietet.

eingezogenen Versicherten. Eine Beitrags-
zeit von seiten der Arbeitgeber findet, so lange der Ver-
sicherte im Kriegsdienst eingezogen ist, nicht statt. Jedoch
wird die Kriegsdienstzeit auf die Wartezeit für Fa-

und Dienstleistungszeiten auf die Wartezeit für In-
 zins- und Zinseszinsrenten in Anrechnung gebracht,
 welche (24 Pf.-Marken). Ein Erlöschen der Anwartschaft
 ist demnach durch die Ein-
 zins- und Zinseszinsrenten bedingt.

...ist inoffiziell geschlossen. Voraussetzung für die
...ist indessen, daß ein versicherungspflichtige
...versicherte tun sonach gut, wenn sie durch ihre
...wie Versicherung fortsetzen lassen. Allen, Ar-

...werden, die Quittungsarten in Ordnung zu bringen zu lassen, da wenn Waisenrenten nur dann bewilligt werden wenn hinsichtlich der Beitragsleistung die gesetzlichen Erfüllungen erfüllt sind.

...erfüllt sind. Der Entgegennahme der geführten
... können, tun am besten, wenn sie die Karten den
... Aufrechnungstellen, Distriktsklasse oder Poli-
... Billige Gehälter abgeben.

Die Lebensmittel in Mainz. Durch das
Gouvernement sind mehrere Waggon Salz bezogen
worden, denen jeder Großfiß 60 Zentner erhält
als Belohnung, daß der Kleinhandel nicht mehr als 10
Pfd. nehmen darf. Außerdem erscheint eine Be-

Es darf. Außerdem erscheint eine Br.
Si. pro Kilogramm kosten darf. Der entsprechende
Detail darf nicht mehr als 24 Pf. pro Pfund
Gegen jeden, der höhere als die angegebenen
werden, werden die schärfsten Maßnahmen ergriffen.

Die Bekanntgabe unserer Verluste. Mit

Die erste der Kriegshandlung wird natürlich in dem Wunsche der Wunsch laut, stets schnellste Kenntnis des eigenen Verlusten zu erhalten. Dieser Wunsch ist durch

aus begreiflich, es wird ihm in offenster, weitestgehender Weise Rechnung getragen werden. Jeder, der mit den militärischen Verhältnissen vertraut ist, wird aber auch verstehen, daß es einer gewissen Zeit bedarf, bis man nach dem Gefechte die Zahl der Verluste übersehen kann. Es ist sogar für die am Kampfe beteiligten Regimenter unmöglich, bevor die von der Truppe Abgekommenen sich wieder eingefunden haben, ein einigermaßen zuverlässiges Bild zu geben. Es ist Vorsehung dahin getroffen worden, daß die Truppen durch die Militärbehörden in der Heimat die Angehörigen so schnell wie möglich benachrichtigen. Außerdem werden regimentenweise zusammengestellte Verlustlisten veröffentlicht werden. Die Heeresleitung rechnet auch hier auf das Vertrauen des tapferen und zu jedem Opfer bereiten Volkes, in dem sie die festeste Stütze findet bei dem uns aufgezwungenen Kampf.

* **Raffaaische Landesbank.** Die Einlieferung von Wertpapieren bei der Raffaaischen Landesbank zur Wahrung und Verwaltung hat in dieser kritischen Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß sich der Andrang nicht mehr bewältigen läßt. Ein Grund zu solcher Eile liegt gar nicht vor. Die Landesbankdirektion bittet in diesem Monat keine Effekten mehr einzuliefern, oder wenigstens vorher anzufragen. Sie behält sich vor, die Annahme unangemeldeter Sendungen zu verweigern. Diejenigen, die ihre Effekten in der letzten Zeit eingeliefert haben müssen sich noch längere Zeit gedulden, bis der Hinterlegungsschein ausgefertigt werden kann.

* Dem Wiesbadener Tagblatt entnehmen wir nachstehende Zuschrift: **Die begehrteste Jugend.** Ein Offizier schreibt uns: „Der Jugend von Vierhadt und Dohheim gebührt ein herzliches Dankeswort. Haben doch Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß die Mobilmachungsarbeiten erheblich beschleunigt werden konnten. Wenn man bedenkt, daß Tausende von einzelnen Ausrüstungsstücken verpaßt werden müssen, um eine Batterie oder Kolonie feldmarschmäßig auszurüsten, so wird jedem klar, daß die Mannschaften alle Hände voll zu tun haben. Mit großer Freude wurde daher eine Schar von Feinzelmannchen begrüßt, die all diese tausend Dinge aus den im Schulhaus eingerichteten Kriegskammern herbeischleppten. Hier leuchtete ein Dreifäsehoch mit zwei schweren Vordäuteln herbei, dort schleppten zwei andere ein ganzes Bündel Geschirrtäue. Wieder andere brachten Zaumzeug, Anbinderriemen, Sattelturte, Bodschasch, Hufeisenentaschen usw. Dort stehen sogar zwei, die Geschirrtäue nach ihrer Länge auswählen und zu Paaren vereinigen, dort kommt ein kleiner Radfahrer, springt ab, steht stramm: „Der Herr Hauptmann soll sofort an den „Fernsprecher“ kommen.“ Rura, lehrt und weg war er wieder. Rasch hatten sich die Kerlchen eine erstaunliche Kenntnis aller der vielen Sachen angeeignet, und immer wurde das Gewünschte auch richtig gebracht. Auch als Pferdehalter zeigten diese Zwerglein, die nicht den Säulen bis an die Nase reichten, Ausdauer und Energie. Ein dreifach Hoch der tüchtigen Schar. Sie werden an diese Tage wohl noch denken, wenn sie alt und grau geworden sind!“

— Das Lied von den 33 Berliner Jungen. Dreißig Berliner Reservisten, die sich auf der Fahrt wider den Feind in einem Güterwagen des Militärguges zusammenfinden, haben an Berliner Zeitungen ein Lied eingeschickt, das einer von ihnen unterwegs gedichtet und das sie in fröhlicher Begeisterung allsogleich auch gesungen haben. Es lautet:

Hant die Russen!

(Hrsl.: „Unsre Rag' hat Zunge“.)
 Brüder, laßt uns fahren!
 Auf zum Weichselfstrand!
 Ringsum droh'n Gefahren,
 Schlägt das deutsche Land!
 Unverzagt, voll Mut
 Ist Berliner Blut!
 Auf, Berliner Zungen,
 Haut auf den Kosak,
 Daß mit tausend Zungen
 Schreit das Lumpenwad:
 „Rette sich wer kann,
 Denn Berlin rückt an!“
 Zungen, fahret, fahret
 Auf der Eisenbahn!
 Euren Mut bewahret
 Und packt feste an!
 Hell und laut gesungen:
 Hoch, Berliner Zungen!

„Bitte: Gräße an Berlin und unsere Frauen!“ ist noch angelegt, und darunter stehen auf den mit einem Zintensstift geschriebenen Rotzuchblättern die Namen der drei- und dreißig waderen Krieger aus Berlin und seinen Vororten.

— Die Kerle wollten eben nicht gleich laufen! Vom Marshall Vorwärts wird folgende Anekdote erzählt: Bläher hatte seinen eigenen Piepenmeister, Christian Hennemann mit Namen, der des Marshalls Peisen zu stopfen und insland zu halten hatte. Während einer großen Schlacht übergab er ihm die große Tonpfeife, die er gerade im Wunde hielt, mit dem Auftrag: „Da, halt sie warm, ich komme gleich wieder.“ Und hussa ging's auf den Feind los. Spät abends nach der Schlacht kehrte Bläher an den Platz zurück, wo er richtig seinen Piepenmeister noch rauchend fand. Der sagte vorwurfsvoll: „Mehrere haben sie mir vom Mund geklaffen, die hab' ich noch!“ Bläher nahm sie und entschuldigte sich: „Es hat etwas länger gedauert, die Kerle wollten eben nicht gleich laufen!“

Die Jagd auf die
französischen Millionen.

♂ Berlin, 7. August 1914.

80 Millionen Gold sollen „Damen“ zurzeit in russischen Kriegsschiffe zuzuführen. Als das erste Staunen über diese Goldmär überwinden war, kam das Publikum bei uns zu der weiteren Frage: Wie, heute wird das Geld, das Rußland von Frankreich bezieht, in Gold

Durch Deutschland transportiert? ☐ ja ☐ nein ☐ anders

Nun, das einfachste Nachdenken sagt: weil es nicht anders geht, wenn man nicht die unmöglichen Umwege machen will.

Wenn der Privatmann Geld von Paris nach Petersburg schickt, dann schickt er einen Wechsel oder Scheck. Die Banken übernehmen diese Papiere und tauschen sie auf dem Postwege untereinander aus. Das geschieht bei dem Gütertausch im allgemeinen aus; die überschüssigen Beträge aber müssen in Gold eingeholt werden, daran ist nichts zu ändern. Und so ist es auch bei der Hinüberschaffung der Mittel, die Frankreich den Russen für den Krieg zur Verfügung stellen muß. Es muß aber Gold sein; denn mit Papieren können die Russen nichts anfangen. Um den Süden herum kann man nicht so leicht. Einmal dauert das zu lange, und dann weiß man auch nicht, ob man damit glücklich durch den Bosporus und dessen Umgebung kommen würde. Nach Norden aber muß man um England herum und hätte dann immer noch nicht die Sicherheit, daß nicht deutsche Torpedoboote die kostbare Ladung abfangen. Also riskiert man es mit einer Durchschmuggelung direct durch Feindesland, durch Deutschland.

Einfach ist es wahrlich nicht. Es ist klar, daß die Herausnahme von 80 Millionen in Gold aus den Pariser Metallbeständen in den Pariser Finanzkreisen auffallen muß; 80 Millionen Gold sind auch schließlich für das reiche Frankreich kein Pappenstiel! Und besonders bei dem scharfen Interesse, mit dem man heute die Goldbestände in Finanzkreisen bewacht, muß diese Entnahme auffallen und sich in Bankkreisen herum-sprechen, dabei leicht zur Kenntnis des Feindes, also Deutschlands, kommen. Darum hieß es denn auch gleich in Deutschland: die Augen auf! Achtet auf Automobile! Nachher: achtet auf Radfahrer in Maurerkleidung mit slawischem Typ!

Die Jagd auf die Millionen ist so wichtig wie die Vorbereitung einer großen Schlacht. Das Geld für die Mobilmachung hatte Rußland in Händen und wahrscheinlich hat es auch die Mittel für den Krieg auf einige Zeit. Aber für die Weiterführung des Krieges muß das Geld in bar aus Westeuropa, aus Frankreich, aus England hergeschafft werden, und das ist eine Aufgabe, die auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. 80 Millionen bedeuten eine halbe Woche Krieg. Man kann wohl in Rußland einstweilen zwei Drittel der Kriegskosten aus dem eigenen Lande decken durch zwangsweise eingetriebene Naturalien usw., aber nicht alles läßt sich auf diesem Wege aus dem eigenen Lande herbeiholen, nicht einmal jetzt in der Vorbereitungszeit, viel weniger später, und darum kann man in diesen 80 Millionen einen maßgebenden Beitrag zu den russischen Kriegskosten auf die Dauer von wenigstens einer halben Woche sehen. Der glückliche Jäger dieser 80 Millionen erspart der Menschheit also wenigstens eine halbe Woche Kriegszeit.

Die Jagd auf die 80 Millionen der Russen ist eines der wenigen heiteren Kapitel unserer sonst so düsternen Zeitgeschichte. Man kann es nicht glauben, daß diese Durchschmuggelung Erfolg haben sollte, zumal nicht in dem kriegerisch aufgeregten Osten. Mit Radfahrern in Mauerkleidung soll man nach der Entdeckung der Automobilversuche die Weiterführung versuchen. In dieser Beziehung muß man sich aber nur die einfachen Tatsachen vorstellen: Ein Kilo Gold enthält nur $2\frac{1}{2}$ Tausend Mark. Ein Radfahrer, der längere Zeit 150 Kilo transportieren will, muß sehr stark und ausdauernd sein, und wird auch nur kurze Zeit in der Lage sein, sich auf dem Rade so zu halten, daß er nicht auffällt. Zur Fortschaffung dieser Millionen wäre danach ein ganzes Heer von Radlern, mehrere Hundert, nötig, und von denen müßte ein großer Teil unvermeidlich abgefangen werden. — Es ist also ganz ausgeschlossen, daß das ganze Geld durchkommt. — Eine Möglichkeit freilich ist die, daß das Geld in Deutschland vergraben wird. Das wäre freilich weniger angenehm für uns, da wir derartige Beiträge des Feindes zu den Kriegskosten besonders angenehm empfinden müssen.

An dieser Stelle kann man vielleicht noch die Frage erörtern, wie lange Rußland für den Krieg Geld haben wird. Der Krieg wird Rußland täglich 80 Millionen kosten. Das ist eine Summe, die Rußland auch bei äußerster Anspannung seiner Inlandskräfte nur zum ganz kleinen Teil wird ausbringen können. Wenigstens die Hälfte davon muß Frankreich und England schicken, und wie lange das den Londoner und Pariser Kapitalisten einfallen wird, das ist eine andere Frage. Jedenfalls stehen wir, obwohl nicht so reich wie Frankreich und England, insofern dieser fabelhaften Ansprüche Rußlands finanziell zum mindesten nicht allzu schledig da und können es sicher „solange aushalten“, wie unsere gesamten Gegner zusammen. Das ist auch ein Stückchen Trost im schweren Leid, und bietet die Hoffnung, daß die geldgierigen, skrupel- und gewissenlosen Londoner und Pariser Großkapitalisten sehr bald das Bezahlen leid sein werden, besonders dann, wenn die deutsche Waffenerfolge das Vertrauen zu derartigen Geldanlagen erschüttern werden.

Scherz und Ernst.

— Ein deutscher Reichstagsabgeordneter auf einer Geschäftsreise durch Rußland. Justizrat Ablaß in Hirschberg im Niesengebirge, der vollparteiliche Vertreter des Wahlkreises Hirschberg-Schönau am Reichstag, hat im Juli mit seiner Gattin sich einer Geschäftsreise nach Rußland angeschlossen. Für den 1. bis 3. August war ein Aufenthalt in Moskau vorgesehen. Jetzt schreibt der Bote aus dem Niesengebirge: „Reichstagsabgeordneter Dr. Ablaß ist trotz Anrufung der deutschen Diplomatie in Rußland nicht mehr von der Verwickelung der Lage in Kenntnis zu setzen gewesen. Die von seinen Freunden an ihn direkt und auf den Umwegen über Petersburg und Moskau gefandten Telegramme sind entweder von den russischen Behörden unterschlagen worden oder Ablaß ist an einer Beantwortung verhindert. Auf jeden Fall müssen wir leider feststellen, daß von ihm seit dem 27. Juli keine Nachricht mehr eingegangen ist.“ — Daß der Führer der polnischen Fraktion, Fürst Radziwiłł, an der Kriegssitzung des Reichstages nicht teilnahm, hatte darin seinen Grund, daß er, der bekanntlich preussischer Oberstleutnant der Reserve ist, in Rußland aufgehalten und vielleicht gefangen gehalten wurde.

Bierstadt. Bekanntmachung.

Um die reiche Ernte rechtzeitig und gut einzubringen und damit die Ernährung unseres Volkes in dieser ersten Zeit sicher zu stellen, ist die ausgiebige Benutzung der freiwilligen Erntehelfer dringend zu empfehlen.

Als öffentliche Arbeitsnachweise kommen für den Kreis in Betracht die Nachweise in Wiesbaden (Arbeitsamt Dohheimerstr.), bei Besuchen um Vermittlung von Lohn-Erntearbeitern und Arbeiterinnen ist anzugeben:

1. Art, Beginn und Dauer der Beschäftigung,
2. Zahl der Arbeitskräfte, ob männlich oder weiblich,
3. Vergütung für die Arbeitsleistung pro Tag außer zu gewöhnlicher Naturalverpflegung,
4. Besondere Wünsche.

Erwachsene, freiwillige, ehrenamtliche Erntearbeiter und Arbeiterinnen vermittelt sowohl das königliche Landratsamt als auch das Arbeitsamt in Wiesbaden. Es sind mehrere hundert weibliche und eine Anzahl männliche Helfer gemeldet, darunter viele, die die Feld-, Hof- und Stallarbeit gelernt haben und sich allen Arbeiten unterziehen. (Dienstmädchen und Burschen vom Lande, Schlosser, Mechaniker und dgl.) Auch für die Führung des häuslichen Haushalts (Kochen, Waschen, Kinderpflege, Hofarbeit) stehen brauchbare freiwillige Helferinnen zur Verfügung.

Aus Gemeinden in nächster Nähe von Wiesbaden können bei Mangel an Übernachtungsgelegenheit die freiwilligen Helfer täglich nach ihrer Wohnung in Wiesbaden zurückkehren. Freie Fahrt ist bei der Süddeutschen Eisenbahngesellschaft beantragt.

Die Vermittlung jugendlicher freiwilliger Arbeitskräfte hat die Landwirtschaftskammer in Wiesbaden, Rheinstr. 92 übernommen.

Der königliche Landrat
(Gz.) v. Heimbürg.

Vorstehende Bekanntmachung wird zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Bierstadt, den 10. August 1914.

Der Bürgermeister
Hofmann.

Bekanntmachung.

Sämtliche Militärverbote für Wirtschaften innerhalb des Korpsbezirktes werden aufgehoben.

Der Kommandierende General
(Gz.) v. Schenk.

Wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Bierstadt, den 10. August 1914.

Die Polizeiverwaltung
Hofmann.

Bekanntmachung.

Das Proviantamt Mainz kauft fortgesetzt Weizen, Roggen, Hafer, Heu, auch Kleeheu und alle Stroharten.

Einlieferungen können zu den jeweiligen Tagespreisen und ohne vorherige Anfrage täglich stattfinden und zwar: Weizen und Roggen im Magazin Holzhof Hafer im Magazin Rheinaller. Heu und Stroh in den Scheunen beim Schlachthaus und in den Magazinen Finken, Pechtsheim, Kofheim und Wiesbaden.

Vorstehende Bekanntmachung wird zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Bierstadt, den 10. August 1914.

Die Polizeibehörde: Hofmann.

Bekanntmachung.

Die 2. Rate Staats- und Gemeindesteuer ist bis zum 15. August 1914 zu zahlen. Nach Ablauf dieser Frist muß das Beitreibungsverfahren eingeleitet werden.

Bierstadt, den 31. Juli 1914

Die Gemeindekasse.

Bekanntmachung.

Sämtliche Mannschaften der Reserve Land- und Seewehr I. und II., sowie der Ersatzreserve, die zur Zeit ohne Kriegsverordnung oder Passivität sind, haben dieses sofort mündlich oder schriftlich bei ihrem Bezirksfeldwebel zu melden. Hierbei ist anzugeben: Jahresklasse, Waffengattung und Wohnung bzw. Wohnort.

Wiesbaden, den 6. August 1914.

Königliches Bezirkskommando.

Schierstein.

Bekanntmachung.

Die Erhebung der 2. Rate Staats- und Gemeindesteuer findet in der Zeit vom 1. bis 16. August d. J. statt. Die Kasse ist an den Tagen von 8-12 Uhr vormittags geöffnet. Es wird gebeten, die schuldigen Beträge möglichst abgezahlt bereit zu halten.

Nach Ablauf der festgesetzten Frist wird mit der Zwangsbeitreibung begonnen.

Es wird bemerkt daß durch Einlegung von Rechtsmitteln die vorläufige Zahlung der veranlagten Steuern nicht aufgehalten wird, dieselbe muß vorbehaltlich der Erstattung des etwa zu viel gezahlten zu dem Fälligkeitstermin erfolgen.

Die auf den 12. d. Mts. angelegte Musterung der Rekruten ist vorläufig verschoben.

Termin wird noch bekannt gegeben.

Bezugnehmend auf den „Ausruf des Landsturms“ mache ich darauf aufmerksam, daß in der Zeit vom 9. bis 13. d. Mts. auf Zimmer 7 des Rathhauses unter Vorlage etwaiger Militärpapiere sich zu melden haben:

1. sämtliche Personen vom 20. bis 39. Lebensjahre, welche bei der Aushebung dem Landsturm überwiesen sind.
2. Die Ersatzreservisten vom 32. bis 39. Lebensjahre, die dem Landsturm I. überwiesen sind.

Wer die Anmeldung zur Stammtafel in der vorstehend gesetzten Frist nicht bewirkt, wird mit Freiheitsstrafe von 6 Monaten bis zu 5 Jahren bestraft (M. St. G. B. § 68), sofern nicht wegen Fahnenflucht eine härtere Strafe verwirkt ist. Für die im Auslande Befindlichen verlängert sich die Anmeldefrist um die Zeit, welche nach erlangter Kenntnis von dem Ausruf zur sofortigen Rückkehr erforderlich ist.

Ueber Zeit und Ort der Musterung und Aushebung der militärisch nicht ausgebildeten Landsturmpflichtigen wird später befohlen.

Einer Meldung der unter 20 Jahre alten Personen bedarf es noch nicht.

Der in diesem Jahre gekletterte Obst- und Beerenwein ist 12 Stunden nach der Kelterung schriftlich beim Akziseamt anzumelden.

Bei der Ortspolizeibehörde ist gemeldet:

als gefunden: 1 Postmonnaie mit Inhalt, 1 Schlüssel, 1 Mütze, 1 Verbandspäckchen.

Näheres Rathaus Zimmer Nr. 1.

Schierstein, den 8. August 1914.

Der Bürgermeister: Schmidt.

Niedervalluf. Bekanntmachung.

Das erste Drittel der Wehsteuer ist bei Vermeidung der Zwangsbeitreibung bis zum 15. d. Mts. bei der hiesigen Gemeinde einzuzahlen.

Dem Küstergelben Josef Becker in Niedervalluf ist für seine am 25. Januar d. J. vollbrachte mutige Rettung zweier Personen vom Tode des Ertrinkens von Sr. Maj. dem Kaiser die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden.

Aus allgemeinen sicherheitspolizeilichen Gründen wird bis auf weiteres für sämtliche Gastwirtschaften der hiesigen Gemeinde die Polizeistunde auf 11 Uhr Abends festgelegt. Uebertretungen werden auf Grund § 366 des Reichsstrafgesetzbuches geahndet.

Niedervalluf, den 8. August 1914.

Der Bürgermeister: Jansen.



Männergesang-Verein

gegr. 1883. Bierstadt geg. 1883.

An unsere Mitglieder.

In Anbetracht der ersten Kriegsjahre und mit Rücksicht darauf, daß ca. 100 Mitglieder unseres Vereins unter die Fahnen gerufen wurden, hat der Vorstand in seiner Sitzung vom 8. d. Mts. beschlossen, daß das Erheben von Monatsbeiträgen und das Abhalten von Singstunden bis auf weiteres unterbleibt. Weiter beschloß der Vorstand, der „Sektion Bierstadt vom Roten Kreuz“ 100 Mark zur Verfügung zu stellen und glaubt, damit im Sinne Aller gehandelt zu haben.

Der Vorstand.



Turnverein

Bierstadt.

G. B.

Turner die Zeit ist ernst.

Wir laden alle unsere Mitglieder inaktiven Ehrenmitglieder und aktiven Mitglieder und Jünglinge zu einer wichtigen Besprechung auf Mittwoch Abend 9 Uhr in unser Vereinslokal Gastwirt Brühl höflichst ein. Wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung in dieser ersten Zeit tue ein jeder was er kann.

Auch hiermit kann man dem Vaterlande große Dienste erweisen.

Zu recht zahlreichem Besuche ladet freundlichst ein

Der Vorstand.

Hüte, Mützen, Schirme

sowie

Herren- und Knaben-Neuheiten

in großer Auswahl kauft man gut

und billig im

„Hut- und Mützen-Geschäft“

von

463

Jean Nig, Wiesbaden, Bleichstraße 11.

Elektrische Bahn, weiße Linie (Bierstadt-Dohheim, Haltest. Dohmndör.)

Eigene Werkstätte und Mützenmacher.

Prämiert

Goldene Medaille.
„Ideal“
Zahn-Brücke
Zahnersatz
ohne Gaumenplatte
D. R.-Patent Nr. 281 107.
No. 281 107.
ist eine epochemachende Erfindung auf dem Gebiete der Zahnartzkunde. Die Ideal-Zahnbrücke, deren Anfertigung für den Patienten die denklich schonste Behandlung ermöglicht, macht das Abschleifen der als Brückenpfeiler dienenden Zähne überflüssig. Die im Munde feststehende Brücke kann infolge ihrer sinnreichen Konstruktion ohne Beschädigung derselben aus dem Munde entfernt und wieder eingesetzt werden.
Das Recht zur Anfertigung der Ideal-Zahnbrücke D. R. P. für den Bezirk Wiesbaden besitzt allein
Paul Rehm, Zahnpraxis, Friedrichstr. 50, I.
DENTIST DES WIESBADENER BEAMTEN-VEREINS.



Freiwillige Feuerwehr Bierstadt.

Bei der am Samstag Abend im „Bären“ stattgefundenen Versammlung wurde festgestellt, daß von der hiesigen Wehr bis jetzt 41 Kameraden zu den Fahnen einberufen sind. Die noch verbliebene Mitgliederzahl reicht natürlich bei weitem nicht aus, die Geräte ordnungsgemäß zu bedienen. Es ist daher Pflicht eines jeden Bürgers, für die bei den Fahnen weilenden Wehrleute einzuspringen, damit die freiwillige Wehr in Zeiten der Gefahr auch wirklich zum Vorschein kommen kann. Auch dieses ist ein Feld, sich zum Wohle des Vaterlandes zu betätigen. Die weitere Organisation zur Pflichtfeuerwehr hängt von der freiwilligen Anmeldeab und wird eine Neueinteilung der gesamten Feuerwehr in den nächsten Tagen erfolgen. Näheres wird noch bekannt gegeben.

Das Kommando der Freiwilligen Feuerwehr.
Flörreich.

Friedrich Exner

Wiesbaden, Neugasse 14. Fernsprecher 1924

empfiehlt in reichster Auswahl:

Erstlings- und Kinder-Wäsche:

Decken, Jäckchen, Einschlagdeckchen, Bindeln, Wickelbinden, Windeln, Molton-Deckchen, Leibchen, Lätzchen, Röschchen, Schürze, Tauffleisch, Tragkleider, Capes, Ueberzieh-Jäckchen, Deckel-Mützen, Hüte, Päckchen, Wagendecken, Flaschenwärmer, Ohrenbinden, Kinderbeschützmittel.

Zu Gelegenheits-Geschenken stets passende Artikel in allen Preislagen.

Herren-, Damen- und Kinder-Wäsche:

Herren-Hemden, Kragen, Manschetten, Vorhemden, Taschentücher, Hosenträger, Handtücher, Korsetten.

Socken und Strümpfe.

Unterjassen, Tricot-Hemden, Unterhosen.

Schürzen

in allen Formen und Stoffen.

Krawatten.

Jede Frau ihre eigene Schneiderin!

Schönste und praktischste Neuheit

„Wiener Chic“ Schnell-Zuschneide-System.
In kaum 5 Minuten erlernt jede Frau, jedes Mädchen nach diesem System Blusen zuzuschneiden. Unentbehrlich in jedem Haushalt, Preis komplett mit Anleitung Mk. 2.75.

Wiener Chic-Vertrieb L. Geiss, Wiesbaden, Westendstrasse 19.

Vorführung ohne Kaufzwang zu jeder Zeit. - Versand geschied gegen Einsendung des Betrages, oder per Nachnahme.

Abbruch-

Artikel, jeder Art, bes. Türen, Fenster, Eisenträger, Stallfenster und Säulen, Fabrikfenster, Eisentore, Erkerscheiben mit Rahmen, Rolläden, Ladentüren, Closets.

Telephon 1894 Gräf, Mainz
Jakob - Dietrichstrasse 1. Telephon 1894

Junge ital. Legehühner

zum Marktpreis. Umtausch gegen alte
Lieferung frei ins Haus, sowie Schlachtgeflügel.
Schierstein, Mittelstraße 22